

Henning Ziebritzki: „Brand“

Unzeitgemäße Betrachtungen

Von Julia Schröder

Büchermarkt, 20.02.2025

In seinem ersten Roman weckt der preisgekrönte Lyriker die Erinnerung ans Dorf seiner niedersächsischen Kindheit. Zugleich erzählt er vom Ursprung der Poesie. Doch die altmeisterliche Annäherung an beides gelingt nur bedingt.

In den vielen, vielen Coming-of-Age-Romanen über westdeutsche Wirtschaftswunderkinder und Babyboomer aus den Randzonen bundesrepublikanischer Urbanität arbeiten die auffallend oft männlichen Autoren in der Regel mit autobiografischem Material. Der erste Roman des 1961 geborenen Henning Ziebritzki macht da keine Ausnahme. Das schmale Buch mit dem Titel „Brand“ versammelt Szenen aus einer Kindheit und Jugend in einem niedersächsischen Dorf. Kenner der Geografie werden darin den wie seine Nachbarorte heute zu Garbsen gehörenden Weiler Horst erkennen.

„Anders als die Barockkirche in dem südlich gelegenen der westlichen Nachbardörfer, mit ihrem von goldenen und blauen Formen überquellenden Altar, über dem, wie aus einem Guß des Holzes, golden die Kanzel, flankiert von zwei Figuren, und die Orgel mit vielen Pfeifen prangten, was das Dorf zusammen mit dem Schloß, das fast am Ufer des Flusses stand, zu einer Sehenswürdigkeit machte, hielt die Kirche in Brand für das Kind kaum Eindrücke bereit, die es bleibend eingeladen hätten, sich in der Phantasie weiter mit dem Gegenstand zu beschäftigen oder gar Welten aus Tagträumen darauf zu bauen.“

Die verschachtelte Konstruktion dieses einen Satzes wie auch die Tatsache, dass Ziebritzki die alte Rechtschreibung verwendet, lassen den Willen zur Unzeitgemäßheit erkennen. Der Roman, eigentlich eher eine Folge von elf Einzelerzählungen, schildert die Orte und Menschen von damals mit prononciertem Bewusstsein für den tiefen Graben der vergangenen Zeit und des biografischen Abstands.

Armamputierte Postboten und rauchende Lehrerinnen

Der Junge, der als Ich-Erzähler in Erscheinung tritt und trotzdem oft in der dritten Person von sich spricht, erlebt seine Mutter als attraktiv, redegewandt und in der Heimatscholle verwurzelt, während der Vater, Kind ostpreußischer Flüchtlinge, neben dem kaufmännischen Beruf in der Freizeit sein handwerkliches Modernisierungsgeschick am eigenen Haus

Henning Ziebritzki

Brand

Wallstein Verlag

144 Seiten

22,00 Euro

auslebt. In dieser Welt wesen noch die unablässig einkochenden Groß- und Urgroßmütter, die ehemaligen SS-Männer, kriegsversehrte armamputierte Postboten und in der Pause rauchende Grundschullehrerinnen, die ihre Schülerschar in Zweierreihen Aufstellung nehmen lassen. Es gibt alte Bauernhöfe und neue, kleine Einfamilienhäuser, ein einsames Kind holländischer Katholiken in einer herrschaftlichen Villa. Ein grobschlächtiger Hufschmied und seine nicht minder grobschlächtige Frau wirken – wie es mit größtmöglicher Umständlichkeit heißt –, „in dem Haus, das unserem gegenüber auf der anderen Straßenseite stand“.

Vom Glück der „doppelten Verdoppelung“

Der Lyriker Henning Ziebritzki ist für seinen Gedichtband „Vogelwerk“ mit dem Peter-Huchel-Preis ausgezeichnet worden – laut Begründung ein „lyrisches Kalendarium sinnlicher Grenzerfahrungen und Überwältigungsmomente“. Einen solchen Moment erlebt das Kind, als ihm in der offenen Sandale der Lehrerin der große Zeh auffällt, den es schon oft gesehen hat, nun aber epiphanisch wahrnimmt:

„Heute aber beginnt etwas zu geschehen mit dem, was zu sehen ist. Es verdoppelt sich. Aus dem Riß, dem, was sich geöffnet hat, tritt ein Bild hervor. [...] Das Bild brennt sich dem Blick mit einer bis dahin nicht gekannten Hitze und Stärke ein, als hätte eine Leere darauf gewartet, genau damit gefüllt zu werden. Auch diese Leere ist plötzlich da. Und zugleich mit dem Gefühl, durchdrungen zu werden, brandet ein Verlangen nach dem Bild auf, das zu sehen ist, und nach dem Zeh, von dem das Bild sich gelöst hat.“

Es folgen zwei Seiten bildreicher Schilderung dieser, wie der Erzähler es nennt, „doppelten Verdoppelung“, eines mystischen Erlebnisses, das den Ursprung des Begehrens wie den Ursprung des Gedichts markiert. Gegen die sprachliche Emphase, gegen die auch Ziebritzkis Lyrik auszeichnende Detailgenauigkeit in Beobachtung und Benennung wäre nichts einzuwenden, zeigte die Prosa in „Brand“ durchgehend die von der Kritik an seinen Versen gerühmte „federnde Präzision und schmerzhaft Klarheit“.

Doch im Bemühen, seinen Perioden langen Atem und rhythmischen Schwung zu verleihen, fabriziert der Autor über Seiten sich hinschleppende Relativsatzorgien. Die unübersehbare Orientierung an der Manier alter Meister endet nicht selten in Gesuchtheit, die zuweilen an Blödsinn grenzt. Im ersten Kapitel ist die Rede vom, so wörtlich, „Bann eines Schutzschirmes“, bevor kurz darauf aus eingesammelten Feldsteinen ein „Haufen tellurischen Fundwerks“ hinziseliert wird. Dass der langjährige Lektor und Sachbuchverleger Henning Ziebritzki in „Brand“ vielfach seine große Belesenheit präsentiert, mit direkten Verweisen und indirekten Anspielungen auf Heine, Goethe und Stifter, Paul Gerhardt und Matthias Claudius etwa, macht solche Schnitzer umso weniger verständlich.

Wo der Voyeurismus beginnt

Zudem fällt gerade im ersten Kapitel, dem Porträt eines Dorfbewohners mit geistiger Behinderung, eine exotisierende Lust an der Schilderung des Ekligen auf. Sie wiederholt sich in einer Episode über ein ebenso verdrehtes wie tollkühnes Mädchen, das zum Gaudium der anderen Kinder Rodeo-Ritte auf Hausschweinen vollführt. Der voyeuristische Blick macht sich auch in einem späteren Kapitel bemerkbar, dem Besuch des mittlerweile erwachsenen

Erzählers bei der hochbetagten Mutter im Pflegeheim. Hier lässt der ehemalige Pfarrer Ziebritzki stellenweise etwas unangenehm Humoriges zu Tage treten.

„Meine wiederholten Vorschläge, ihr Gedichte oder Kirchenlieder aufzusagen, lehnt sie stets ab. Es gibt jedoch Ausnahmen. Rezitiere ich etwa die Zeile Spannenlanger Hansel, nudeldicke Dirn, ergänzt sie freudig erregt nicht nur perfekt die erste Strophe, sondern schiebt auch eifertig die Auslegung hervor, der lange Hansel sei ich und sie die dicke Dirn – es war immer der Literalsinn, an dem sie sich festhielt.“

So bleibt ein zwiespältiger Gesamteindruck von diesem Roman. Er wagt es, ins Herz der Poesie zu zielen, und verfehlt es allzu oft.